

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 37 (1933-1934)  
**Heft:** 22

**Artikel:** Die Kreuzenbäuerin  
**Autor:** Baltinester, Wilhelmine  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672783>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. August 1934

Heft 22

## Rheingefang.

Der Tag verloht ob einem frohen Lande —  
Ein Tanz von Sonnenfunken irt am Strande,  
An Gipfeln hängt, wie Rosenkränze, Licht.  
Wie sich die Knospenbäume zärtlich ketten  
Und in narzissenwolle Wiesen betten,  
Die lustigkraus ein Rebenland umflieht!..

Und drunten lacht mein Strom. In Wonneshauern  
Springt seine Flut an Felsen und an Mauern  
Und donnert wie in Lenzgewitterkraft. . .  
Sie leuchtet wie von einst versunknem Golde —  
Und träumt und tanzt und schäumt wie eine holde,  
Unbändig junge, große Leidenschaft. . .

Sie steigt wie Rausch und wie geheimes Leben  
Vom Wurzelgrund empor in alle Reben  
Und wandelt sich und wird ein Quell von Wein.  
Die Welt ist Lust. Die regen Winde singen,  
Und weit vom Lande her mischt sich ein Klingen  
Von Glocken und von Bechern tief hinein. . .

Wie bunt die Ufer und wie reich die Räume!  
Die zartbeblätterten, die Knospenbäume,  
Leichthin wie edle Säulen steigen sie!  
Die Welt ist so zu Wonnen hingerissen —  
Und leiser Laut von Lachen und von Küssen  
Zieht zu den Sternen auf wie Melodie.

Da ist kein Trauern um Vergangenheiten,  
Wo stolze Schiffe reichbefrachtet gleiten  
In offne Zukunft und zum Weltenmeer —  
Wo Jugend arbeitfelig regt die Arme,  
Und wo ihr Blut, wie dieser Strom, der warme,  
In siegendfrohen Wellen strömt daher.

Ich grüß' dich, der du feurigrasch wie Lieben  
Vom dunklen Quell unendlich hingetrieben,  
In Ozeane stürzt, mein stolzer Rhein!  
Ich grüße, was da heimlich steigt in Reben,  
Ich grüß' dich, süßes, allgewaltiges Leben,  
Und alle Kraft, die strömt und ringt im Sein!

Alberta von Puttfamer.

## Die Kreuzenbäuerin.

Von Wilhelmine Baltinester.

Ein Wetter überdämmert den Tag. Gewitter-  
zwielicht verzerrt alle Farben in der Stube. Die  
Kreuzenbäuerin steht starr am Fenster. Drei  
Tage ist ihr Mann tot. Weiß türmen sich Pa-  
piere hinter ihr auf dem Tisch; es ist so düster  
geworden, daß sie nun nicht mehr darin wühlen,  
forschen, lesen kann. Aber sie weiß genug. Der

Hof, den er ihr hinterließ, ist überschuldet. Kein  
Ziegel gehört ihr mehr, nicht die Kühe, die die  
Magd dort vor dem Wetter wegführt, nicht die  
Ziege, deren schrilles Gemecker durch den Hof  
schallt. Nichts.

Groß, massig, stark bewegt sich der Körper der  
Frau vom Fenster fort in die Stube zum Tisch



zurück. So also steht es um sie. Der Mann hat die Hofwirtschaft nie recht verstanden, hat es gut gemeint, aber falsch getan, hat den guten ererbten Hof läppisch weitergeführt, sich ihren Ratschlägen nicht immer gebeugt, zumal zuletzt, als das Leiden schon an ihm fraß, hat sich vor ihren Augen geduckt und dann heimlich getan, wie er es wollte, und hat es zum eigenen Schaden, zum Schaden des Hofes und zum Schaden seines Weibes getan.

Ihr Hauptgläubiger ist Franz Volkfers auf dem Großhof nebenan. Wenn er nun will, kann er sie in wenigen Wochen heimatlos machen. Was soll sie werden? Wirtschaftlerin, Magd, Bettelweib, was? Verwandte hat sie nicht, keine Freundinnen, niemand. Ihre ganze Mitgift, elterliches Erbe, das sie als Waise mitbrachte, steckt in diesem Hofe.

Wie ein Sack, todmüde, bleiern, fällt die Frau auf einen Stuhl. Starrt. Draußen tobt sich jetzt das Wetter aus. Sie hört es nicht. Ganz weit himmelt in einem der Dörfer die Feuer-glocke. Sie hört es nicht, sitzt und starrt. Sie ist arm, bettelarm hier auf dem über nud über verschuldeten Hofe. —

Am Morgen steht das Wasser des Gewitter-regens noch in den Wiesen. Starkwürzigen Duft ziehen die ersten Sonnenstrahlen aus dem dampfenden Leib der Erde.

Die Kreuzenbäuerin geht zu Franz Volkfers hinüber. Sie trägt ein schwarzwollenes Dreieck-tuch um die starken Schultern.

Volkfers ist nicht daheim. Ein Knecht holt ihn vom Felde. Sie sitzt in der großen Stube und schaut. Wohlstand und Reichtum. Zwar ist dieses und jenes nicht ganz in Ordnung, nicht so blendend sauber, wie sie es gewohnt ist, aber er ist Junggeselle, was kann er dafür? Seine Mägde müßte man einmal herrisch anpacken und ihnen die verspielten Schnauzen wie jungen Hunden tüchtig in den Schmutz stoßen. Sieh, das gehört nicht hierher! Und jenes gehört ge-scheuert!

Stiefel knarren vor der Tür. Volkfers steht da.

„Guten Tag,“ sagt er langsam.

Sie sitzt groß und dunkel in dem Licht, das durch die Stubentür reich auf sie fällt. Er schließt die Tür, blinzelt noch etwas geblendet vom Sonnenlicht.

„Ich bin hier“, sagt sie geradezu, „um mit dir über Kreuzenhof zu reden. Es steht schlecht, viel schlechter, als ich je mußte.“

„Ja. Ich weiß.“

„Die Ernte, die in Aussicht steht, ist mittelmäßig. Sie reicht nicht hin, dir die dringlichsten Abschlagsgelder zu zahlen. Kleine Gläubiger warten auch. Kommt der Hof zur Versteigerung, weiß man nicht, was bei diesen Zeiten erzielt wird. Was willst du tun?“

„Warten“, sagt er aus der dunklen Zimmer-ecke, in die er sich gesetzt hat.

„Wie lange?“

„Wozu darüber reden, Kreuzenfrau? Sei sicher, ich werde dich nicht drängen.“

Ein Atemstoß. Als arme Witwe wird sie also gnädig behandelt und geschont. Bitter zieht es ihr um den stolzen Mund.

„Bist du zufrieden?“ fragt er.

„Wie lange willst du zuwarten?“ begehrt sie zu wissen. Es ist ihrem harten Sinn unmöglich, das Bewußtsein zu tragen, sie lebe durch seine Gnade weiter auf dem Hofe. Sie will klar sehen.

„Solange die Zeit schlecht ist, und bis man es in Ruhe, ohne übereilung und ohne Schaden für dich, richtig ordnen kann. Fürchte dich nicht.“

„Ich fürchte mich nicht!“ sagt sie laut und steht auf.

„Dann um so besser. Und Glück auf!“ Er begleitet sie zur Tür.

Sie geht wieder über die milchig dampfenden Wiesen. Dort ist ihr Hof. Dort steigt warmer Rauch. Eine Zeitlang noch — was wird dann sein? Klarheit hat sie wollen, er hat Gnade gegeben. Zum erstenmal fühlt sie stark, daß sie Witwe ist, ein Weib, das schon die Bibel dem Schutze der Mitmenschen empfahl. Eine Hilfloose. Gedemütigter Stolz kneift ihr die Lippen zusammen.

Sie stürzt sich mit doppeltem Eifer in die Arbeit. Als erste wach, als letzte im Bett. Sie schindet ihre vierunddreißig Jahre ab. Die Mägde haben ihren scharfen, bewachenden Blick immer im Rücken. Sie duldet keine trödelnde, lässige, müßige Hand.

Einen Monat nach dem Begräbnis schickt sie Volkfers die regelmäßige Abschlagszahlung auf den Hof. Noch vor drei Wochen hätte sie geglaubt, daß es diesmal nicht möglich sein werde, dem fargen Hof das Geld herauszupressen.

Am nächsten Tage steht Volkfers da. Sie hat ihn kommen sehen über das gewellte Wiesenland. Ihr hat das Herz einen Augenblick lang gestockt, wie jedem Schuldner, wenn Gläubigerfuß seinen armen Boden betritt. Will er sagen, es sei ihm zu wenig, er wolle doch mehr und



raschere Abzahlung? Will er sie hegen, antreiben? Sie hat nichts. Nichts als ihre arbeits-harten Hände mit den Schwielen. Die regt sie siebzehn Stunden im Tage.

Volkers kommt herein und sagt, er könne ihr zwei Milchkühe schicken und acht Legehennen. Leihen, sagt er. Er habe von seinen Knechten gehört, daß sie mit den Legehennen solches Glück habe, das gebe dann wieder Aufzucht.

„Dann wächst meine Schuld noch mehr,“ sagt sie nachrechnend.

„Nein, deine Schuld wird dadurch nicht größer. Es liegt in meinem Vorteil dir aufzuhelfen.“

„So — ja?“ sagt sie. „Dann also gut.“

Ein schleppendes Gespräch dehnt sich zwischen ihnen. Dann geht er. Sie atmet erleichtert auf. Der Geruch eines fremden Menschen bleibt ihr noch lange in der Stube. Lederstiefel, Tabak, Mannsgeruch.

Die Witwe Kreuzen steht im Hof und rechnet. Die Rüge haben im Anbaustall Platz, die Legehennen im Schuppen.

Das Jahr geht mit Arbeit hin. Der Hof kommt durch zähe Arbeit in eine kleine feste Blüte. Früher hat der Mann mit seinem weinerlichen Dreinreden und schließlich mit seiner langen Krankheit sie nie soviel an die Arbeit herankommen lassen, wie sie es jetzt kann. Mitunter schickt sie anderthalbmal mehr Abschlagszahlung als vorgesehen war, zu Volkers hinüber und befriedigt noch diesen und jenen kleinen Gläubiger. Das ist immer ein guter Tag für sie. So erkämpft sie sich jeden kleinsten Ziegel zurück. Noch bleibt eine Riesenlast von Schulden. Aber wenn sie nachrechnet, gehört ihr doch schon dies und das wieder. Sie fühlt sich nicht mehr so arm.

Wieder kommt Volkers auf den Hof. Sie hat noch immer das leise Schauern, das mißtrauisch lauernde Gefühl, so oft er, der Gläubiger, erscheint.

Er redet heute besonders lang und breit herum. Von den Nachbarn, von sich, von dem unehrlichen Knecht, den er hinauswarf. Zwar ist es Sonntag, aber auch da ruht sie nicht, aus allen Winkeln ruft Arbeit.

„Bäuerin, ich möcht' heiraten“, sagt er plö-lich und schluckt dazwischen. Als sie ihn ansieht und weiter schweigt, um zu warten, was sie dabei solle, ob er vielleicht ihre Fürsprache wolle bei diesen und jenen, die Töchter haben, setzt er rasch hinzu: „Dich!“

Ihre braune Stirn zieht sich zusammen. Ihr Stolz quillt auf. Weil er ihr Gläubiger ist, meint er, die Hand ausstrecken zu dürfen, wie er mag! Glaubt er etwa, er dürfe sie nehmen wie einen Gegenstand: Du, ich pfände dich, als wärest du ein Stück des verschuldeten Hofes, eine Kuh, ein Pflug? Stolz und wild war sie immer. Kreuzen hätte sie nie bekommen, wenn er vor ihr nicht gekrochen wäre wie ein krankes Tier.

„Du schweigst lang,“ sagt Volkers.

„Du bist mein Gläubiger. Was tust du, wenn ich nein sage?“ fragt sie gerade heraus.

Er schaut sie betroffen an. „Es ist dir Ernst um dieses Nein?“

Sie nickt.

„Und warum?“

Warum? Gründe will er wissen? Sie zuckt die Achseln. „Es käme mir vor, man hätte mich gezwungen, weil du mein Gläubiger bist.“

Er steht auf. „Zwingen will ich dich nicht.“

Er geht.

Eine Weile steht sie und sinnt. Wird er sich rächen?

Wenn sie den Kopf hebt, kann sie ihn übers Wiesenland fortgehen sehen. Er ist stämmig und stark, wie er dort geht. Zwei Mägde stehen und sehen ihm nach. Warum sehen sie ihm so lüstern nach und dann auf die Stubenfenster der Frau? Sie stampft mit dem Fuße. Hätte sie die beiden jetzt bei der Hand, sie hätte sie gezüchtigt.

Weiter geht die Arbeit, weiter das Rackern von früh bis spät. Manchmal gelingt es leichter, manchmal schwerer, die monatlichen Abschlagszahlungen zu leisten.

Volkers hält das Geld jedesmal nachdenklich in der Hand und bedenkt, wieviel Schweiß, Mühe und Pein daran haften; und für ihn ist es ein kleines Stück Geld, alles zusammen, was sie ihm schuldet, kaum der Rede wert.

Die Kreuzenbäuerin fährt zu Markt, etwas neues Feldgerät kaufen. Wenig, nur das, was sie dringend braucht. Trifft dort alte Bekannte ihres Mannes, sie kommen ins Reden. Eine weißhaarige Frau, die einst Hof und Haus besaß und jetzt einen armseligen Marktstand mit Bretterbude hat, bittet sie, ob sie ihren Altesten auf den Hof nehmen wolle. Für ihn seien Dorf und Staub nichts, der Arzt meinte, es schade seiner schwächlichen Lunge, er solle hinaus auf die Wiesen, wo der Wald nah ist, reine Luft, Feldarbeit. Keinen müßigen Esser wolle man ihr aufhalsen. Arbeiten könne er fest mit seinen



vierundzwanzig Jahren, ſie könne es verſuchen. Die Bäuerin ſteht im brodelnden Treiben des Marktes, bedenkt ſich. Der Bursche ſteht neben der Mutter und wartet, er iſt ſchwächig, aber groß.

„Wollen ſehen,“ ſagt die Kreuzenbäuerin. „Schick' ihn hinaus.“

Sie richtet ihm eine Kammer neben der Knechtſkammer ein. Trägt ſelbſt das Bettzeug herzu. Schon fährt das Marktwägelchen vor.

„Gott zum Gruß!“ Sie gibt ihm die harte Hand, weiſt mit dem Rinn in die Kammer hinein. „Da wirſt du wohnen. Morgen ſiehſt du zu, ob die Arbeit dir liegt.“

Er gewöhnt ſich ein, arbeitet gern, eines Bauern Sohn, der den Erbhof verlor, was täte er lieber als Feldarbeit, Wartung des Viehs, freien Himmel über ſich, Bodenschole unter ſich oder vom warmen heimatiſchen Geruch des Stalles umſchloſſen! Er blüht auf unter Luſt und Sonne, bräunt ſich, ſein Bruſtkorb wird breit, ſeine Schultern ſprengen die Mähte von Hemden und Röcken.

Eines Sonntags kommt die alte Mutter, weint, dankt, ſegnet.

„Halt' ihn nur ſtreng, Kreuzenbäuerin! Es ſind junge Mägde auf deinem Hof! Er ſoll kein Lotter werden.“

„Hier wird man kein Lotter,“ erwidert die Bäuerin.

Man könnte nicht ſagen, daß er den Mägden nachſchleicht. Eher anders. Die Mägde ſagen, er ſchiele nach der Frau. Sie weiß es nicht, ſie hält es für Demut und Bravheit, daß er ihr an der Schürze hängt mit ſeinen vierundzwanzig Jahren, daß er ihr bald dieſes, bald jenes ſchwere Gerät aus der Hand nimmt und dazu ſagt: „Laß es mich tragen, Frau!“ Er iſt kein unnützer Eſſer auf dem Hof, er hilft überall mit, ſogar ihr beim Rechnen. Das war ihr immer etwas hart und ſchwer, ihm iſt es leicht. Seit die Mutter die Bude hat, kann er auch Bücher führen, die den Ertrag berechnen. Die Bäuerin läßt ſich von ihm ausrechnen, wieviel vom Hofe ihr nun wieder gehört.

„Ein Drittel,“ berichtet er.

„Also noch zwei oder drei Jahre Arbeit, wenn gute Ernten ſind,“ erwägt die Frau. „Dann arbeite ich wieder für mich und nicht mehr für Gläubiger.“

Der Bursche iſt es, der jetzt immer die Abſchlagszahlungen zu Volkers hinüberträgt.

Eines Tages fällt ihn die Krankheit wieder

an. Fieber, rote Flecke, ſtoßender Atem. Die Frau kocht ihm Kräutertee, ſchickt ihm den Knecht zur Pflege. Am Sonntag darauf ſißt er ſchon im Lehnſtuhl am Stubenfenſter. Die Mägde ſind fort, der Knecht ſchmaucht draußen im Heu. Die Bäuerin bringt dem Genesenden dampfende Milch.

„Du biſt gut zu mir, Frau!“

„Schon recht,“ wehrt ſie ab.

Plötzlich weint er loſ. Sißt und weint in ſeine Hände.

„Was iſt?“ fragt ſie.

Er weint weiter. Kinderlaut iſt in dem rauhen Männerschluchzen.

Sie ſteht in ihrem ſchwarzen Kleid groß neben ſeinem Lehnſtuhl.

„Wirſt nicht krank bleiben. Das iſt nur Aufſlackern, dann wird's wieder gut.“ Sie hat nur ein paar kurze unbeholfene Worte, mit denen ſie tröſten kann.

„Darum wein' ich nicht!“ ſagt er hinter ſeinen Händen.

„Warum denn?“

Er ſchweigt. Die Sonntagsſtille geht durchs Haus.

„Nun denn, überleg' es dir noch, ob du es ſagen kannſt. Iſt nicht gut, Schwermut in ſich tragen; das zehrt!“ Sie wendet ſich der Tür zu.

Eine heiße Hand langt bettelnd nach ihrem Kleid. Sie ſieht ihn betroffen an; glaubt, jetzt ſolle ſein großes Geheimnis heraus. Aber er ſißt und würgt daran und kann es nicht ſagen.

„Sag's!“ ermahnt ſie.

Er hält noch immer ihr Kleid in der Hand. Jetzt gräbt er ſein Geſicht in den rauhen ſchwarzen Stoff und ſtammelt aus ſeinem Herzen heraus. Sie tritt barsch zurück.

„Schweig!“ ſagt ſie. „Du Kind!“ Und geht hinaus.

Er wird geſund. Wie ein Hund ſchleicht er ihr nach, demütig, bettelnd, ſtumm. Wo ihre hohe große Geſtalt auftaucht, iſt auch er.

Bis er ſie einmal in der Vorratskammer an ſich zieht und ſein Geſicht mit einem Kuß in das ihre drängt. Schon will ſie ihre Hand ihm ins Geſicht hageln, da ſieht ſie ſeine Augen. Kinder- augen, treuherzig, verliebt, bettelnd. So hat Kreuzen ſie weich gemacht und ihr Ja bekommen. Wo ſie herrſcht und beſchützen kann, ſtark, groß, wie ſie auch in ihrer Seele iſt, da duldet ſie Liebe leichter.

Sie iſt nahezu zehn Jahre älter als er. Was daraus werden ſoll, fragt ſie ſich gleich im näch-





Alte Mühle.



ſten Augenblick. Aber die Arbeit drängt heran, ſie hat kaum Zeit an ſich zu denken. Sie hält ihn nur von ſich ab, jagt ihn aber nicht fort. Er iſt demütig und dankbar, wagt ſich nicht wieder näher, ſchaut ſchon ſelig, wenn ſie ihm einen Blick ſchenkt. Nichts ändert ſich im Ton zwiſchen ihnen. Er ſagt weiter: „Frau“, und ſie ſpricht zu ihm wie zu einem Untergebenen. Aber ein kleiner Ton von Wärme fließt manchmal ein, wenn ſie ſieht, wie ſeine Augen in demütig wartender Sehnsucht auf ihr brennen und das Feuer ängſtlich verbergen, ſobald ihr Blick ſie trifft.

Wochen vergehen. Ein paarmal trägt er Trokmiene umher, weil ſie ihm nicht mehr gibt als ein freundliches Anſehen, weil er ſo bitter knapp gehalten iſt von ihr. Dann herrſcht ſie ihn an. Wuchtet nach ſtrengem Wort finſter an ihm vorbei. Weiſt ihm Arbeit zu, die ihn tagelang dem Hauſe fernhält. Iſt ſtrenger mit ihm als mit der jüngſten Magd. Bis er ſich duckt.

Ein klarer Morgen. Die Frau ſitzt vor der kleinen Geldtruhe, die ſie vor ſich auf den Tiſch geſtellt hat. Der Burſche ſteht an der anderen Breitſeite des Tiſches.

„Dies hier trägtſt du zu Volkſers. Es iſt die Abſchlagszahlung, die ihm gebührt, und ein Viertel dazu. Dies trägtſt du zu Daubner, dem zweiten Gläubiger. Es iſt der Reſt, der ihm von mir gebührt. Gott ſei Dank, mehr ſchulde ich ihm nicht. Du nimmſt Beſtätigungen bei beiden! Dieſes Geld hier trägtſt du zum Kaufmann ins Dorf. Es iſt für Peitsche und Drahtgitter, die er geliefert hat.“

Er ſteht und ſchaut.

„Geh!“ ſagte ſie.

Er neigt ſich etwas vor und ſpäht in die Truhe hinein. Ein paar Scheine liegen noch auf dem Grunde.

„Könnte man nicht auch Wollander bezahlen? Er drängte unlängſt, und es ſind juſt ein paar Gulden da.“

„Er drängte? Dann laß ihn drängen. Er wird es kriegen zu ſeiner Zeit und am feſtgeſetzten Zahlungstage.“

„Sein Weib liegt krank, hat er geſagt. Arzt und Medizin freſſen alles auf.“

„Wieder krank? Gib ihm alſo das Geld. So.“ Sie zählt die Scheine vor ihn hin. „Vergiß nicht, Beſtätigung zu fordern.“

„Ja.“ Er geht.

Mittags kommt er zurück. Gleich nach dem Eſſen kommt ſeine Mutter angefahren, bringt

einiges Gerät, das die Bäuerin beſtellt hat. Bleibt mit dem Sohn in der Kammer, da die Frau, mit dem letzten Biſſen im Munde, fortging, um denen, die auf dem Felde arbeiten, das Eſſen zu bringen. Die Kreuzenbäuerin kommt ſchneller zurück, als ſie vermuteten. Sie ſieht an der Hausmauer, unterm Kammerfenſter des Burſchen ein krankes Huhn kauern. Keine Magd hatte auf das Tier acht. Sie geht näher, bückt ſich, unterſucht das ängſtlich widerſtrebende Tier, entdeckt an dem Flatternden ein verlegtes Bein. In der Kammer drinnen hört ſie Stimmen:

„Und biſt noch nicht weiter mit ihr? Nicht um ein Stück? Kannſt dich ſchämen! Ich dachte, ich käme heute ſchon als Bräutigamsmutter daher!“

„Sie iſt hart. Sie iſt zehn Jahre älter als ich, ich werd' ſie ſchon herumkriegen! Geduld muß man haben. In ein paar Monaten bin ich hier Herr und Bauer, hau' ihr auf den harten Nacken, wenn ich will, darauf verlaß' du dich!“

Die Bäuerin ſteht und läßt die Henne aus ihren Händen fortflattern.

Mit ſchwerer Zunge ſagt ſie abends: „Die Beſtätigungen gib her!“

Er kramt in ſeinen Taſchen, obwohl er bei ſeinem Botengang die andere Toppe trug. Hart und ſchwer ſind ihre Augen immerfort auf ihn. Er geht in ſeine Kammer hinüber, ſie hört ihn geräuſchvoll ſuchen. Er kommt zurück. Unverwandt folgen ihre Augen allen ſeinen Bewegungen.

„Nun?“ fragt ſie befehlend.

„Vielleicht hab' ich ſie auf dem Weg aus der Taſche geſtreut.“

„Nimm die Stallaterne und ſuch'!“

„Jetzt — in der Nacht auf dem Fahrweg ſuchen?“ Er ſtarrt ſie an.

„Wenn man bei Tag verliert, kann man bei Nacht ſuchen! Geh!“

Er geht. Sie hört, wie er die Haustür zuſchnallt.

Eine Stunde wartet ſie. Er kommt. „Nichts habe ich gefunden.“

Sie antwortet nicht, geht aus der Stube. Starr, bleich ſteht er da und ſchaut vor ſich hin.

Bei Morgengrauen jagt er zu ſeiner Mutter ins Dorf. Sie hockt breit bei ihrer Bude auf dem Markt, ſieht ihm erwartungsvoll entgegen, verändert jäh das Geſicht, als er mit wirren, feuchenden Worten wie ein Gehehrt zu ſtammeln beginnt.



„Unterschlagen hast du? Gestohlen? Bist du toll? Jetzt ist's aus zwischen ihr und dir! Woher soll ich das ersehen, was du verlumpt hast? Du! Wart' nur!“ Haut ihm rechts und links ins Gesicht vor allen Leuten. Kreischt, flucht, schreit, weil er sie durch die Lumperei eines einzigen Vormittags um das fette, fette Schwiegermutterglück brachte, das sie sich erhoffte.

Noch haut er auf die Güte der Frau. Er findet sie nicht daheim.

Die Kreuzenbäuerin ist am frühen Morgen schon fortgegangen, zu Volkers, zu Daubner, zu Wollander. Nein, niemand hat den Boten oder das Geld gesehen, nicht gestern, nicht heute. Keinerlei Zahlung sei in ihrem Namen geleistet worden gestern. Sie geht.

Zu Hause steht der Bursche. Lächelt ihr zu, kindlich, von untenher. Es soll sie entwaffnen.

Mit geschlossenen Fäusten tritt sie vor ihn hin. „Du hast gestohlen! Ins Gefängnis gehörst du. Deine alte Mutter tut mir leid, obwohl ihr Herz nicht reiner ist als deines! Geh! Bring' zuerst noch deine Uhr her und den neuen Rock, den du von mir hast! Mageres Pfand für das, was du gestohlen hast! Schweig! Kein Wort will ich hören! Und dann schau, daß du meinen Boden nicht mehr betrittst!“

Er will zu ihr, will etwas sagen. Sie scheucht ihn mit einem Laut, wie man ein räudiges Tier jagt, das sich an einen drängen will.

Die Mägde stehen und sehen ihm nach, wie er mit seinem Ranzen am hellen Vormittag davongeht.

Grelle Blässe über den strengen Wangen, die Augen starr, steht die Frau. Born und Schmerz pochen ihr tobend im Geäder. Da kam so ein Junger, dem neigte sich ihr herbes Herz zu, weil er etwas Hilflozes hatte, weil sie ganz Macht war über ihn, sie, das männerstarke Weib. Nun hat er sich entpuppt, der eigensüchtige, gemeine Einschleicher, der sich auf ihrem Hof versorgen wollte und noch dazu stahl. In bitterster Wut windet sie sich tagelang.

Mit dem Hof geht es schlechter. Ihre Arbeitskraft läßt nach und gleich auch die des Gesindes. Da und dort wird ein günstiger Augenblick für Tausch und Verkauf versäumt. Arbeit bleibt liegen. Zwei Monate lang bekommt Volkers keine Abschlagszahlungen.

Die Kreuzenbäuerin geht zu Volkers. „Mußt mir Stundung geben eine Zeitlang.“

„Gut.“

Sie will schon gehen. Er hält sie zurück. „Du

siehst schlecht aus, Kreuzenfrau.“

„Mag sein. Weiß nicht.“

Groß, fest, ruhig steht er. Stark wie sie, reif wie sie, ernst wie sie.

„Hast du Kummer auf dem Hof?“

„Gehabt.“

„Und reinen Tisch gemacht?“

„Keinen Tisch gemacht.“

Er tritt drei Schritte näher zu ihr. Magdgeschwäch ist bis zu ihm gedrungen. „Was war an ihm besser, daß du ihn mir vorzogst?“

„Willst du mich demütigen, weil ich deine Schuldnerin bin?“ leucht sie mit bebendem Munde.

Er schüttelt den Kopf. „Du hättest mich genommen, wenn ich nicht dein Gläubiger gewesen wäre und du nicht immer hättest meinen müssen, ich wolle dich zwingen, weil ich deinen Hof in der Hand habe!“

Sie schaut ihn an. So gut also kennt er sie? „Warum hast du mir das nicht vor Monaten so gesagt?“ preßt sie hervor.

„Weiß nicht. Nicht immer gibt Gott einem das rechte Wort. Du hättest ein leichteres Jahr haben können — und ich auch,“ sagt er und sieht an ihr vorbei.

Die Frau geht heim. Schwüle steht über den Feldern.

Ihre Mägde lümmeln schläfrig. Sie schaut sie an. Mit Augen wie einst. Streng, wach, mahnend. Sie regen sich, wimmeln geschäftig an die Arbeit. Geräusch des Schaffens füllt wieder das Haus. Die Frau geht wieder umher wie früher. Sieht alles, hat den Blick in jedem Winkel. Als hätte sie sich Kraft geholt vom Volkershofe.

Manchmal, wenn sie über den Acker geht, bleibt sie stehen, sinnt zum Nachbaracker hinüber. Hier von ihrem Acker aus braucht sie nur weiterpflügen zu lassen, und alles verschmilzt zu einem großen Acker. Volkers ist ehrlich und ein ganzer Mann.

Die nächste Abschlagszahlung ist in sechs Wochen herausgearbeitet. Sie trägt sie selbst zu Volkers. Wem sollte sie trauen? Wen sollte sie schicken? Er nimmt ihr das Geld aus der Hand, behält ihre Hand in der seinen, reißt das Weib zu einem ungestümen Ruß an sich.

„Volkersbäuerin!“ sagt er und hält sie fest in seinen Armen.

Wohlig duckt die Frau den schweren Kopf an seine Brust. Fühlt zum erstenmal im Leben: Herrschen ist nicht gut für ein Weib, lieben ist gut ...